

Des Landmanns Sonntagsblatt.

Allgemeine Zeitung
für Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft.

Gratisbeilage zur „Völkischer Zeitung“.

1916.

— Jeder Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes wird gerichtlich verfolgt. (Gesetz vom 12. Juni 1901.) —

Mehr Schweine!

Rörner-Barsinghausen.
(Mit einer Abbildung.)

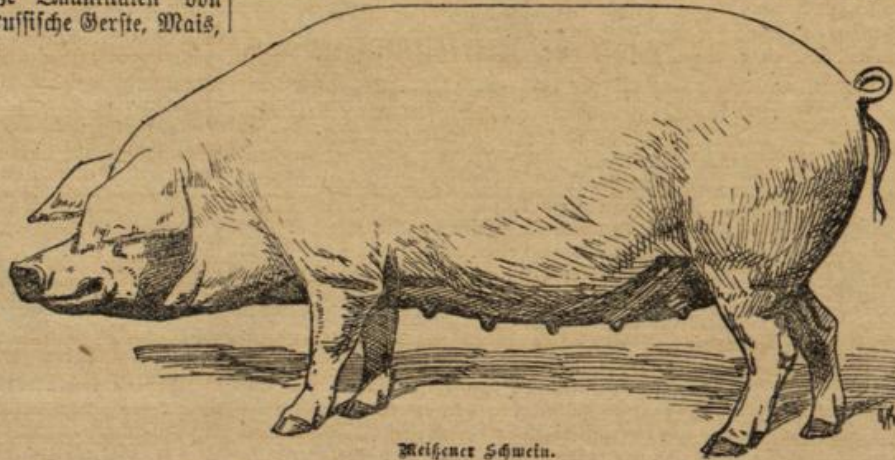
Deutsche ist das Schweinefleisch die Fleischart. Dies kommt auch in dem Ausdruck. Nach dem statistischen betrug der Viehbestand vor Krieges in Deutschland 25,6 Millionen, 20,9 Millionen Rinder, dagegen 1,1 Millionen Schafe. Die Schweine an Zahl die erste Stelle ein. dieser enormen Menge von wurden große Quantitäten von namentlich russische Gerste, Mais,

alle Schweine von 120 bis 200 Pfund Lebendgewicht, soweit deren Besitzer nicht nachweisbar imstande waren, sie mit Stoffen zu füttern, die als Nahrungsmittel für den Menschen nicht geeignet sind, zu beschlagnahmen und zu festen Richtpreisen zu enteignen. Es sind damals viele unreife Schweine abgeschlachtet und zum Teil auch, törichte Weise kann man sagen, zu Dauerware verarbeitet worden. Hierzu haben sie sich nicht geeignet, und ist infolgedessen ein großer Teil der daraus hergestellten Dauerware verdorben. Es ist durch Unverstand damals viel gesündigt worden, und ist viel

abgegeben wird, die es der ärmeren Bevölkerung ganz unmöglich machen, solches zu kaufen.

Die Aufgabe unserer Schweinezüchter muß es daher sein, durch das Einstellen möglichst vieler junger Sauen darauf hinzuwirken, daß reichlich Ferkel für die Füllung der Mastställe zur Verfügung stehen. Die Ferkelpreise sind ja gegenwärtig derartig hohe (und werden auch voraussichtlich nicht so bald wieder fallen), daß die Ferkelzucht sich recht gewinnbringend gestaltet. Dies ist namentlich dann der Fall, wenn man eine Rasse züchtet,

die sich an und für sich schon durch gute Fruchtbarkeit auszeichnet. Eine solche ist z. B. das Meißener Schwein, von dem wir bestehend eine Abbildung bringen, und das hauptsächlich in der Umgegend des sächsischen Städtchens Meissen gezüchtet wird. Auf allen Ausstellungen der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft hat das Meißener Schwein durch seine Fruchtbarkeit Aufsehen erregt. Es ist aber auch imstande, seine zahlreiche Nachkommenschaft standesgemäß zu ernähren.



Meißener Schwein.

Ernährung unserer zahlreichen betrifft, ganz unvorhergesehen. von Futtermitteln aus dem die sofort nach Beginn des verhältnismäßig geringen Vor- verzehrt. Vor allen Dingen die Ernährung unseres Volkes der schändliche Aushungers- zu schanden gemacht werden. die größten Konkurrenten des dem Gebiete der Ernährung sind, mit Kartoffeln, Gerste und füttert werden, so ergab sich die diese Konkurrenz nach Möglich- und einen großen Teil der schlachten. Durch die Bundes- vom 25. Januar 1915 wurde und Landgemeinden mit mehr zum zur Pflicht gemacht, zur Bevölkerung mit Fleisch einen zu beschaffen und ihre zu sichern. Außerdem wurde Kaufsgesellschaft m. b. H. in Staatsregierung beauftragt,

Fleisch auf solche Weise verloren gegangen.

Bereits in Nr. 17 d. Bl. vom vorigen Jahre habe ich in meinem Artikel „Kriegsmaßnahmen“ darauf hingewiesen, „daß mit der Verringerung der Schweinebestände äußerst vorsichtig umgegangen werden müsse, damit nicht später ein furchtbarer Mangel an dem in Deutschland beliebtesten Fleische eintritt. Die Zuchtschweine müßten unbedingt durchgehalten und alle jungen Ferkel aufgezogen werden.“ Diese Mahnung hat, wie viele andere, nichts gefruchtet. Es sind so viel Schweine abgeschlachtet worden, daß man jetzt geradezu von einer „Fleischnot“ reden kann. Die Auftriebe an schlachtreifen Schweinen zu den Schlachthöfen sind sehr gering. Die Fleischer können mit dem besten Willen nur wenig Schweine bekommen. Die Folge dieser ganz unzulänglichen Schlachtungen ist, daß Schweineschmalz in den Fleischläden kaum noch zu haben ist, und daß Schweinefleisch, wenn es überhaupt vorhanden ist, zu Preisen

Kann ein vermehrter Kunkelrübenbau zur Milderung des Futtermangels beitragen?

Die im Verhältnis zu unserem Viehstande zu geringe Ausdehnung des Futterrübenbaues in weniger in ungünstigen klimatischen und Bodenverhältnissen, welche den erfolgreichen Anbau in Frage stellen könnten, als in der noch nicht zur allgemeinen Kenntnis gelangten vielseitigen Verwendungsmöglichkeit der Futterrübe als Viehfutter zu suchen. Sie kommt in erster Linie als gesundheitsförderndes und die Milchleistung beförderndes Rassenfutter für Kühe in Betracht.

Schon in den Jahren 1865/66 wurde von wissenschaftlicher Seite im Amtsblatte für die landwirtschaftlichen Vereine in Sachsen über erfolgreiche Fütterungsversuche mit Futterrüben im Milchviehstalle berichtet. Zu einem ausreichenden Grundfutter wurden im Jahre 1865/66 pro Kopf und Tag 25 Pfund Futterrüben gegeben, während 1866/67 die Futterrübenmenge unter Weglassung der entsprechenden Mengen Heu und Stroh auf 75 Pfund pro Kopf und Tag erhöht wurde. Die Milchleistung von fünf Kühen stellte sich wie folgt: 1865/66 bei 25 Pfd. Futterrüben an 537 Melktagen

auf 3519 Kannen = 6 $\frac{1}{2}$ Kanne pro Tag, 1866/67 bei 75 Pfd. Futterrüben an 665 Melktagen auf 5420 Kannen = 8 $\frac{1}{2}$ Kanne pro Tag. Ferner gab z. B.: Kuh Nr. 1 in 181 Melktagen bei 25 Pfd. Futterrüben 1135 Kannen, in 181 Melktagen bei 75 Pfd. Futterrüben 1824 Kannen, also bei stärkerer Rübenfütterung ein Mehr von rund 700 Kannen in 181 Tagen.

Diese in die Augen fallende Wirkung starker Rübenfütterung wurde zu einer Zeit erreicht, als die Futterrübe sich noch in vollständig ungezüchtetem Zustande befand.

In richtiger Erkenntnis des hohen Wertes dieser Pflanze haben insbesondere deutsche Züchter durch intensive Arbeit den Massenertrag und in den letzten Jahrzehnten auch durch Züchtung auf Zuder- und Trockensubstanz den Gehalt an Nährstoffen bedeutend gesteigert, so daß bei richtiger Sortenwahl heute 1600 bis 2000 Zentner vom Hektar bei einem Trockensubstanzgehalt von 14,5 % erreicht worden sind. Die hohe Ertragsfähigkeit macht die Futterrübe besonders bei den unerschwinglichen Futtermittelpreisen während des Krieges zur billigsten Futterpflanze, der hohe Gehaltsreichtum gibt ihr die Fähigkeit, bis zu einem gewissen Grade das fehlende Kraftfutter zu ersetzen und, wie die vorstehend aufgeführten Milchzahlen beweisen, dem in der Jetztzeit allgemeinen Milchmangel abzuwehren.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß im Gegensatz zu den künstlichen Kraftfuttermitteln die Futterrübe auf den Tierkörper nicht gesundheitschädigend, sondern gesundheitsfördernd wirkt und nebenbei die Aufnahme großer Mengen von Raufutter, wie Spreu, Rast und Häcksel, und deren günstige Verwertung bei allen Tierarten ermöglicht.

Die steigenden Erfolge einiger unserer anerkannten Futterrübengzüchter, so z. B. des Domänenrats A. Ritsche-Pisselbach, Domäne Sundhausen, (Herzogt. Gotha), haben erreicht, daß die Haltbarkeit massenertragreicher Rüben durch die Erhöhung des Gehaltes an Zuder und Trockensubstanz so wesentlich verbessert worden ist, daß die Futterrübe bei sachgemäßer Aufbewahrung als Dauerfutter bis in den Sommer hinein mit Erfolg verwendet werden kann. Der folgende Anbauversuch mit verschiedenen Runkelrübenarten unter Aufsicht der Landwirtschaftskammer der Rheinprovinz (1913 in Meeburg) läßt erkennen, daß unsere hochgezüchteten Sorten in den verschiedenen Gegenden sich bewährt haben.

	Ertrag pro ha	Gehalt an Trockensubstanz %	Ertrag an Trockensubstanz pro ha
	Str.		Str.
1. Original „Riesches Ideal“	2008,—	14,57	293,56
2. „Edendorfer rote“	1784,—	12,60	224,76
3. „Edendorfer gelbe“	2016,—	11,72	236,24
4. „Friedrichsweiler Zuderwolge“	1806,—	14,60	263,—
5. „Tannenträger gelbe“	1728,—	12,15	209,20
6. „Tannenträger rote“	1880,—	12,89	240,68
7. „Tannenträger Goldwolge“	1672,—	13,45	224,40
8. „Grienerer“	2088,—	11,55	241,16
9. „Edendorfer Waizen“	1880,—	15,15	285,12
10. „Reites“	1984,—	12,13	240,58
11. „Veni, vidi, vici“	1660,—	16,80	278,88
12. „Raufer“	1446,—	17,52	252,32

Es ist deshalb die vaterländische Pflicht für die Landwirtschaft, den Ertrag an Nährwerten von der Einheit größtmöglichst zu steigern, um unsere Volksernährung und die derselben dienende Tierhaltung sicher zu stellen. Von allen Feldfrüchten wird dies durch den vermehrten Runkelrüben-Anbau erreicht, sofern die richtige Sorte rationell angebaut wird.

Unser Heldenbaum.

Eine Anregung zur Kriegszeit.

Von Paul Gumbt.

Unser Junge ist gefallen, unser Altester, und heute haben wir ihm einen Heldenbaum in unsern Garten gepflanzt. Es ist keine Eiche, wie sie wohl gewöhnlich als allein würdig zu einem lebenden Gedächtnismal für den gefallenen Krieger angesehen wird, sondern ein Apfelbaum. Ein Apfelbaum, ja; ein schlächter Obstbaum! Was er etwa nicht für diesen lieben Zweck? Mögen andere darüber denken, wie sie wollen, wir, mein Weib, ich, unsere drei Mädchen und der kleinste Achtfährige, wir denken, wir tun recht damit — soweit wir überhaupt denken und nicht bloß fühlen. Zu uns spricht der Obstbaum ebenso stolz, majestätisch und zuderkühlich, wie eine Eiche,

ja, noch ernster und würdiger. Die liebe Heimat-erde ist's, aus der der Baum die Kräfte schöpft und uns alljährlich als köstliche Früchte in den Schoß legt, — und hat nicht unser Junge die Heimat-erde verteidigen helfen? Wird uns nicht jeder Blütenfrühling, jeder Wachstumsommer, jeder Ernteharbst daran erinnern, daß wir auch unsern lieben Gefallenen das Glück verdanken, in der freien Heimat diese Gaben des deutschen Bodens zu genießen? Je mehr der Baum wächst und gedeiht, — und wir werden ihn pflegen mit aller sorglichen Liebe, wie wenn er unser Junge selber wäre, — je reicher er uns seine Früchte spendet, desto mehr wird er uns das Gedenken an diese schwere Kriegszeit zu der Mahnung werden lassen, uns der Heimat-erde zu freuen und sie fleißig zu nutzen, damit nicht gewissenlose Feinde mit teuflischen Hungerplänen uns Gut, Freiheit und Leben rauben. — Einen Hochstamm haben wir gepflanzt, einen Dauerbaum, — denn nicht schnelle Ernten erstreben wir, sondern uns treibt der Wunsch, daß noch die Kinder unserer Kinder den Baum besitzen sollen, daß er die Erinnerung an unsern teuren Gefallenen, soweit wie es einem Obstbaum möglich ist, in die ferne Zukunft trage. Den besten Platz im Garten haben wir ihm gegeben, nahe der Laube. Von der Stube aus können wir ihn sehen, so daß wir auch im Winter die Blide auf ihn ruhen lassen können. Im Sommer aber schmücken wir seinen Stand mit Blumen, — ein Ehrenplatz soll es werden, so schön und traulich, wie der, den unser Sohn und Bruder in unsern Herzen hat.

Ein Nachbar hat zufällig gesehen, wie wir den Stamm pflanzten, und als er hörte, warum wir's taten, beschloß er sogleich, auch Obstbäume zu pflanzen. Zwei Söhne hat er im Felde; die Bäume sollen Erinnerungsmale werden für ihre Teilnahme am Feldzuge, und wenn sie, was Gott geben möge, gesund zurückkehren, sollen die Bäume zum dankbaren Gedächtnis dessen und zur Erinnerung an die schwere Zeit heilig gehalten werden. Und das ist recht und gut, und allen Nachbarn und Bekannten wollen wir raten: Tut's uns nach, pflanzt Helden-Obstbäume!

Kleinere Mitteilungen.

Am bei Pferden die Steingallen zu heilen, muß man zunächst die Hufeisen abnehmen und dann mit dem Meißel an der kranken Stelle nach und nach bis aufs Leben durchschneiden. Zeigt sich dabei Blut, Hitze und Entzündung, so stellt man den kranken Fuß anhaltend bis ans Knie in kaltes Wasser oder umgibt ihn mit Kuhlung oder Lehm, den man stets feucht hält. Ist die Entzündung bereits in Eiterung übergegangen, so muß in die Sohle eingeschnitten werden, damit der Eiter nach unten ablaufen kann. Sobald dies geschehen, legt man in die Wunde Berg, welches mit gleichen Teilen Aloe- und Myrrhentinktur getränkt ist. Dieser Verband wird täglich zweimal erneuert und das Pferd auf weiche und trockene Streu gestellt. Vor dem Wiederaufschlagen des Eisens wird die Defnung im Hufe mit trockenem Berg ausgefüllt. Es ist angezeigt, in allen derartigen Fällen einen tüchtigen Tierarzt zu Rate zu ziehen; denn schon manches wertvolle Tier fiel der Puscherei zum Opfer.

Sorgt für Luft und Licht in den Rindviehställen. In den Rindviehställen ist reine Luft und mäßige Helle von großer Bedeutung für die Gesundheit der Tiere, wie auch für die Erzielung vieler, gesunder und wohlschmeckender Milch. Müssen die Rinde in einer mit stickenden Ammoniakdünken geschwängerten Luft leben, so wird ihre Gesundheit untergraben, worunter natürlich auch die Milchherzeugung leidet. Genügendes Licht müssen die Ställe durchaus haben, weil das Vieh, wenn es in einem dunklen Stalle gehalten wird, in seinem Kraftzustande je länger je mehr zurückgeht. Zu grelles Licht ist jedoch auch zu vermeiden, denn es beeinträchtigt die Ruhe und das für die Milchherzeugung so wichtige Wohlbehagen des Stallviehes.

Vermehrung der Rüdernaufzucht. Es ist schon mehrfach auf die Notwendigkeit hingewiesen, in diesem Frühjahr die Rüdernaufzucht nach Möglichkeit zu steigern und mit der Gewohnheit zu brechen, den Gluden durch allerlei Gewaltmittel das Brutfever auszutreiben. Der Hauptgrund für dieses

Verfahren pflegt in dem Bestreben zu liegen, die Hennen rasch wieder zum Eierlegen zu bringen. Es ist indessen ein Irrtum, zu glauben, wenn sie infolge der Behandlung zu glücken aufhören, man könne sie zu legen anfangen. Das trifft in seltenen Fällen zu, meistens rächen sich die Hennen durch eine längere Stillung und der Besitzer schädigt sich, indem er sowohl die Rüdernaufzucht als auch die Bruttriebe der Hennen aufgeben muß. Man lasse dem Bruttrieb der Hennen freien Lauf, und wo gute Gluden fehlen, lasse man die Brutmaschine an, eventuell auch mehrere kleiner Züchter. Die Rüdernaufzucht liegt im eigentlichen Interesse des Züchters und ist andererseits in der Zeit der Fleischknappheit und Fleischpreiserhöhung ein nicht unwichtiges Hilfsmittel zur Schränkung auch im allgemeinen lichen Interesse geboten.

Pflanzt mehr große Bohnen. Die große Bohne (Puffbohne) ist eine Pflanze, welche kaum jemals versagt und einen hohen Nährwert ist. Obgleich ich diese Bohne nicht so hoch zu schätzen weiß, wie andere praktische, sie reif werden zu lassen, so ist sie doch eine Suppe zu kochen. Zu diesem Zweck bringe sie dann mit frischem kaltem Wasser auf Feuer und koch sie, indem ich sie einmal erneuere, bis sie ganz weich sind, kochen nicht länger als Erbsen. Dann gieße sie mit ihrem Kochwasser durch ein Sieb, schneide sie mit Wasser, Salz, Pfeffer und ein wenig Öl zu einem sehr kräftigen Gericht ist fertig.

Gebratene Schnepfen. Man brät die Schnepfen wie alle Brathühner auf einem Schmelz und fülle daran ein wenig Butter. Eingeweide nur den Magen. Die Schnepfen lassen sich auch in der Kriegszeit aus Sparsamkeitsgründen mit Rauchspeck abgeben, was die Bratenpfanne mit Schinken oder Speck welches denselben kräftigen Geschmack gibt. In heiße Butter gelegt und gebraten, brät man die Schnepfen 35 Minuten. Das ist ältere — jedoch nicht zu alt, und man sie garer liebt, 1—1 $\frac{1}{2}$ Stunden. Des Bratens werden sie häufig in Soße verköcht man mit etwas kaltem Gebrauchsmilch abgefüllten Schüssel mit etwas Milch verlängert, bis in letzterem Falle etwas Weizenmehl verrühren, da Milch die Soße nicht so gut schmeckt. Wer es liebt, kann während des Bratens, zuvor auf der sauberen Seite die Scheiben von Kriegsschmelz unter die Scheiben, damit das Innere beim Braten nicht anbrennt. Dieses sogenannte Schnepfgericht ist beim Anrichten feinschmeckend um das Vielfache.

Topinamburgemüse mit geräucherter Schokolade. Schöne, nicht zu große, knollen schält man, kocht sie in Wasser und treibt sie durch ein Sieb. Dann gießt man etwas Butter und Mehl ein, kocht es mit etwas von der Kochbrühe. Topinamburmus hinein und schmeckt man mit Meerrettig und weißem Pfeffer, dessen hat man ein geräucherter Pfeffer waschen und langsam gargekocht, ein Meißel in Scheiben schneidet und von der Mitte einer flachen Schüssel an, bis dem in Scheiben geschnittenen Kartoffeln Salzartoffeln sowie saure eingelegt dazu.

Aussauf von Wacklingen. Pellkartoffeln schält man, schneidet und legt ein Drittel davon zu mit Öl oder Fett ausgestrichenem nem Zwiebad ausgestreute Auflauf hat man inzwischen 750 g Wacklingen und Gräten gelöst, legt davon ein Teil auf die Kartoffeln und schmeckt fort, bis Kartoffeln den Abschluß verquirt man drei Eigelb mit Milch, salzt und gießt es über den Auflauf mit ein wenig zerlassener Butter mit geriebenen Käsekrumen bestreut Minuten im Ofen bei guter Dampfer Sauerfrucht.

Gelehrter für jedermann.

Nr. 101. Als Pächter von trocken geland, von jetzt blauem Sand (früher Hafen), verwende ich zur Düngung Koth, vermischt mit Torfstreu. Ich pflanzkartoffeln und wechsle jedes Jahr. Im ersten Jahre sind die Kartoffeln auch im zweiten Jahre, waren sie gut. Jetzt, im dritten Jahre sind sie zu geringen. Sie sind auch bei uns immer wässrig. Ertrag ist zufriedenstellend kann dem Uebelstande abgeholfen werden.
G. E. in B.

102. Eine junge Kuh, die zweimal
geht freiwillig die Milch auskieseln.
geht zu tun? Ich möchte die Kuh
erkaufen, da sie eine gute Zugkuh und
weitererwerter ist. A. Sch. in R.
11. Das Auslaufen der Milch läßt
verhindern, das man über die Stricke
umringe streift und diese bis aus-
schießt. Die Ringe erhalten Sie in
ihnen, es sind dieselben, welche man
Stemstod schießt, um die Schirmstäbe
dem Schirm oben am Stod zusammen-
zuheften. Das Weiden beruht auf einer mehr oder
weniger geprägten Lähmung der Schließ-
muskulatur. Wenn der Druck der
Lähmung ist, der Muskel nicht mehr
zur Dehnung zu verschließen, und die
aus. Bei Kühen, die mit diesem
tenden sind, ist ein wiederholtes Melken
unmöglich. B.

104. Bei zwei meiner 15 Hühner
Nädeln bemerkbar; sie freßen wie
sonst munter, aber ihre Stimme
und man hört beim Aemtholen
Geräusch. Ich habe ihnen gutes
gegeben, nach welchem sie aber den
offen hielten und stärker röchelten.
Dagegen tun? — Ferner hat eine
vier Wochen lammen soll, am Euter
eine harte Geschwulst, die ihr
Schmerzen verursacht, da sie
Ich habe mit Euterjälbe aus der
wonnach es scheinbar etwas
ist. Sie bekommt gute Tränke
gutes Heu, auch Rüchensabfälle, viel
halten. Soll ich die Salbe weiter
ein anderes Mittel, ihr auch die
die ihr viel Beschwerden zu machen
Fr. Th. R. in R.

schleimigen Ausfluß aus dem Schnabel und den Nasenlöchern verbunden ist. Als einfacher Schnupfen ist er nicht weiter gefährlich und oft durch bloßes Warmhalten der Tiere zu heilen, geht aber häufig auf den Kehlkopf und die Luftröhre über, wenn nicht sofort eingeschritten wird, und kann dann zu einem chronischen Katarrh werden, der schwer zu beseitigen ist und schließlich zum Tode führt. Zunächst ist also Warmhalten der Hühner sowie Trennung von den gesunden Tieren geboten. Man gibt ihnen leicht verdauliches Futter, wie altes Weißbrot, in Wasser oder noch besser in Milch eingeweicht und kräftig ausgedrückt, am besten lauwarm; ins Trinkwasser, das auch nicht zu kalt sein darf, etwas kohlensaures Natron oder Karlsbader Salz; auch ist es gut, Nasenlöcher und Rachen mit gutem Öl, dem auf zehn Theile ein Theil flüßiges Eilenchlorid, das in der Apotheke zu haben ist, täglich zweimal zu pinseln. Bei dieser Behandlung genesen sie schnell, wenn rechtzeitig eingeschritten wird. — Was die Behandlung Ihrer Ziege betrifft, so fahren Sie nur mit dem Einreiben der Euterfarbe und leichten Massieren der Geschwulst fort; die Milch müssen Sie abmelken. Dr. Bl.

Antwort: Bringen Sie das Schwein in den Kuhstall, schlagen ihm dort eine Nacht ab und paden diese voll Pferdebedung, damit das Tier immer warm liegt, noch besser ist das Empaden in Schafbedung im Schaffstall. Hilft dieses Mittel nach acht Tagen nicht, so ist es am besten, das Schwein zu schlachten, denn diese rheumatischen Gliederschmerzen sind durch Einreibungen oder Arzneimittel nicht zu vertreiben. Wahrscheinlich haben sich die Schweine im Stall erkältet; das kommt bei Ferkeln und Böcken öfter vor, wenn sie zusammenkriechen und mit den Hinterteilen an einer kalten Außenwand liegen, oder gar in einem nicht ganz dichten Stall dem Zug ausgesetzt sind. R.

Frage Nr. 106. Wie stelle ich vortheilhafte
Münchener Käse her? D. L. in W.
Antwort: Käsebereitung bereitet man, indem
man frisch gemolzene Milch erwärmt, durch Zufug
von etwas eingewässertem Lab zum Gerinnen
bringt, die Masse mit einem Schaumlöffel heraus
nimmt, mit Salz und Kümmel durchknetet, in ein
Tuch fest einbindet, oder in einen Beutel tut und
zwischen zwei Brettern preßt; man läßt den Käse
zwei bis drei Tage so liegen, formt ihn zu runden
Stücken, legt ihn acht Tage in Salzlake, wobei man
ihn täglich umwendet. Schließlich trodnet man ihn
auf durchlöchernten Brettern in der Luft. Die
meisten mitteldeutschen Bauern- oder Handkäse
sind Sauermilchkäse aus ganz oder theilweise ab
gerahmter, meist ohne Labzusatz geronnener Milch,
die man auspreßt, mit Salz und Kümmel ver
mischt, in längliche oder runde Formen bringt und
im vergitterten Käsefaß oder Käsekorb an der
Luft trodnet. Die beste Zeit für Käsebereitung sind
die Monate Mai bis September. A. M. Friedenau.

Antwort: Das sogenannte Kaffee-Ruchenmehl scheint in der Hauptsache aus Kaffeeaschen zu bestehen, die wesentlich Holsäure enthalten und so gut wie wertlos sind (höchstens dem Strohhäufel einen Wert gleichgesetzt werden könne). Die Einfügung „Ruchen“ erweckt sehr geistigt, sie soll offenbar den Anschein der Gleichwertigkeit mit irgendwelchen Mischungen erwecken. Getrocknete Bittertreber gelten in erster Linie als gutes Milchkütfutter für Kühe, werden aber in den Brauereien auch an Pferde verfüttert. Ihre Fütterung an Schweine und Ziegen ist nicht gerade üblich; es steht ihr aber nichts entgegen, zumal jetzt, wo jeder nehmen muß, was bekommen kann. Rapskuchen dagegen dürfen an Schweine bestimmt nicht, an Ziegen nur in ganz kleinen Mengen verfüttert werden. Schweine sind gegen alle Mischungen empfindlich, sie fabrizieren ihr Körperpest vorwiegend aus den Kohlehydraten (Kartoffelmehlhaltigen Stoffen). Agricola.

Antwort. Reiben Sie der Ziege Vorderbeine, Schulter, Rücken und Kreuz dreimal täglich tüchtig mit Kampferspiritus ein, dem etwas Tannenöl zugesetzt sein kann. Hochtragenden Ziegen ist nur wenig Krossfutter zu verabreichen, füttern Sie weiter Heu und Kleie; gekochte Kartoffeln sind Ziegen dienlicher als rohe. Wechseln Sie aber hiernit vor dem Lammern nicht. Nach diesem können Sie Bohnen, geschrotet oder eingeequellt, füttern, aber mäßige Mengen, da Bohnen verstopfen. Lupinen und Fischmehl sind keine Futtermittel für Ziegen. Grünfohl füttern Sie am besten erst nach dem Lammern, besonders wenn er gefroren gewesen ist.

Frage Nr. 109. Meine vor ungefähr vier Monaten vom Händler gekaufte hochtragende Kuh lälste gut und gibt auch viel Milch. Die Milch schmeckt gut, auch der Quark; dagegen ist die Sahne kaum zu genießen. Sie schmeckt alt und seifig; auch die Butter ist natürlich von schlechtem Geschmack. Ich füttere sehr gutes Heu, auch Kleeheu, gebräutes Roggen- und Gerstspren, zweimal täglich rohe und gekochte Kartoffeln und Kleie, dazu das nötige Salz und Leintuchenehl. Ich habe schon alles Mögliche mit dem Wechseln der Futtermittel versucht, Heu für sich gegeben, rohe Kartoffeln und Spreu weggelassen, es hat aber alles nichts genützt. Die Milchgefäße werden peinlich sauber gehalten. Ich möchte die Kuh, da sie ein guter Futterverwerter ist, gern behalten. Sie frisst gut, hustet nicht, ist sonst munter, muß doch aber innerlich krank sein, sonst könnte doch die Sahne nicht ranzig schmecken. Wahrscheinlich ist die Kuh vom Vorbesitzer deshalb verkauft worden. R. in M.

Antwort: Die Kuh braucht nicht unbedingt innerlich krank zu sein, es ist sogar wahrscheinlich, daß es nicht der Fall ist. Der von Ihnen geschilderte Uebelstand kann vielerlei Ursachen haben. Erstens im Futter, wie Sie vermuten, z. B. erzeugt Heu, welches viel Hundsfamilie enthält, ferner dumpfige, schimmelige Kleie und Olschlacken bittere Futter; sehen Sie sich auch das Leintucheneiweiß hierauf noch einmal recht genau an. Zweitens wird bitterer Rahm mehrfach von der Milch altmilchender Kühe gewonnen, was im vorliegenden Falle allerdings nicht in Betracht kommt. Drittens rufen infektiose Euterentzündungen, die gar nicht hochgradig zu sein brauchen, den Fehler hervor, indem Eutererreger Butterfäuregärung erzeugen und den Käsestoff verändern. Letzteres dürfte ebenfalls nicht zutreffen, da nach Ihrer Schilderung der Quark nicht bitter schmeckt. Viertens wird bitterer Rahm durch die Tätigkeit bestimmter Spaltpilze, besonders von *Proteus vulgaris*, einer krankheits-erregenden Fäulnisbakterie, hervorgerufen, welche die Eiweißkörper zerlegt. Es ist zu vermuten, daß sich derartige Spaltpilze am Euter Ihrer Kuh oder im Stalle festgesetzt haben und die Milch fortwährend infizieren. Die Kuh braucht des Uebelstandes wegen nicht vom Vorbesitzer verkauft worden zu sein. Es wird Ihnen nichts anderes übrig bleiben, als eine gründliche Desinfektion des Stalles vorzunehmen, den Dung jeden Tag auszubringen und alles Holzwerk mit heißem Sodawasser zu säubern; das Pflaster ist nach jedesmaligem Dungaushängen mit dreiprozentiger Karbolsäurelösung zu besprengen. Da die Bakterien am Euter haften und durch die Striche in die Milchzisterne des Euters gelangen, müssen Sie das Euter vor jedesmaligem Melken mit lauwarmem Wasser, dem ein Desinfektionsmittel beigeigelt werden muß, dessen Geruch die Milch nicht anzieht (z. B. übermangan-saures Kali, daß das Wasser schwach rosarot aussieht, oder noch besser Sapofroman 2 %), abwaschen und danach mit einem reinen Leinentuch gut abtrocknen. Des Karbolgeruchs (infolge Stall-desinfektion) wegen ist die gemolkene Milch sofort aus dem Stalle zu entfernen. Wenn die Ursache des ranzigen Geschmacks wirklich in dem Auftreten der genannten Bakterien beruht, mußte der Fehler bei obigen Maßnahmen innerhalb acht Tagen beseitigt sein. B.

Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zur
„Idsteiner Zeitung“.
 Verlag von Georg Gräbner, Idstein.

Weg zum Licht.

von Friedrich Hartling.

(Fortsetzung.)

Der letzte Wagen war längst von der hohen Rampe herunter. Die Wächter sorgsam herausgeschafft — die Ränder der alten Lumpen, in denen auch dies un-
 getränkt gereicht und geschänkt
 gerieben, die Stühle unter die
 geschoben — bis zum nächsten
 grade wollte der alte Diener
 den, die Kerzen in den schweren
 zu löschen, als sein Herr ihm

nur, Johannes, ich lösche sie
 — Und, was ich noch sagen
 braucht heute nicht auf mich zu
 Ich komme schon allein zurecht.
 Also schleunigst aufs Ohr. Siehst
 du, mein Alter — — Ja, ja, wir
 so Vieles mit Erfolg ge-
 ter doch nicht gegen alles, nicht

der Klempner verstand seinen
 mer. Also auch diesmal. Er
 nicht auf seine Neben, die waren
 nur ein Ausfluß von herab-
 stürzender Freundschaft — — ein
 den er zu breiten sich abmühte,
 treue alte Dienerrauge nicht
 wachte, das nur für den Herrn
 munt blieb. Das allein Wichtig-
 daß der Baron allein zu sein sich
 — Darum entschwand der Die-
 wortlos und zog die schweren
 Vorhänge lautlos hinter sich

Baron von Gemmingen, mit
 Erleichterung, daß er jetzt —
 — allein war. — Und
 dem alten tiefen Stuhl vor dem
 auf, reckte sich und ballte die
 Faust, als wollte er gegen einen
 der doch unsichtbar blieb. —

Dann hob er die Augen und schickte sie zu
 den Wänden empor, an denen die Bilder
 seiner Ahnen hingen. Und nicht leicht,
 als grüße er sie. Und doch hatte er in der
 großen Gesellschaft von Seinesgleichen

weiterhin ein kaltes Gefühl unendlicher
 Oede . . .

Hätte ihm aber wohl einer geglaubt,
 daß er Zeit seines Lebens ein ganz ein-
 samer ja verlassener Mensch gewesen war,



Belziger Pressedruck.
 Alles mohammedanisches Grabmal in Konja.

der sich glühend danach sehnte, einmal von einer dunklen Stunde seines Daseins das Licht zu heben und der doch mit unerbittlicher Strenge und Unnachlässigkeit gegen solche und ähnliche Stimmungen bisher vorgegangen war? —

Jeder würde einfach unglaublich glücklich haben, hätte er erfahren, daß der alte Baron von Gemmingen sich mit dieser schrecklichen Verlassenheit über alle Gebühr mehr als ein kurz bemessenes Mannesalter hindurch abgemüht habe. Wollte er nicht die edelste und beste aller Frauen? — Eine Seele, die dazu gemacht schien, andere zu beglücken — von welcher ein so reicher Segen — eine so tiefe Ruhe ausströmte, daß sein Glück ward und blieb, trotzdem sie gelähmt war und allzeit der aufopferungsvollsten Pflege bedurfte? —

War er nicht Vater eines hervorragend begabten in jeder Beziehung ausgezeichnet geratenen Sohnes gewesen? —

Daß die Ehe dieses einzigen Kindes, dem er selbst die Lebensgefährtin in der schönen, später sich leider als unendlich verschwenderisch erzeigenden Gräfin ausgesucht, zu einer unglücklichen werden mußte — ja — das war doch durchaus nicht etwas so Tragisches? — Schrecklich blieb einzig der Tod des Stammhalters und damit das Zusammenbrechen all der stolzen hohen Pläne. Denn der Major von Gemmingen, der vor Sivalopmund den Heldentod erlitt, war der einzige Erbe des alten Namens gewesen. Nun lebte als die letzte Trägerin des Namens nur noch Herta von Gemmingen, die Enkelin der Alten und das Kind des Verstorbenen. — Und mit ihr die letzte, Mühne, große Hoffnung des stolzen Mannes. — Stand aber nicht in der Chronik, welche alles so gut überlegt und ausgedacht hatte, daß die Herrschaft Kronen und die beiden anderen Majestate Kronen und Kronen im Kreis Schlawe, ebenfalls in Pommern, ihr zugesprochen werden könnten, wenn sie einen Mann aus der Linie der Grafen Schwedern heiratete? — Nun gab es ihrer dort noch zwei Unvermählte und den einen, den jungen Oberleutnant Kurtheim erwartete der alte Baron in aller nächster Zeit, wenn er seinen zweiten Erholungsurlaub aus der Front erst antreten könnte. — Zwischen den Vätern war bereits alles sorgsam ausgemacht und überlegt worden. — Kurtheim von Schwedern war ein lieber, frischer, fröhlicher Kerl, der wohl — wie sein alter Herr ehrlich zugestanden — eine Menge kleiner Liebchenschaften, aber doch noch nicht eine große, ernsthafte Liebe gehabt habe. Zudem sei er viel, viel ernster und reifer draußen geworden und habe das erste mal, als er daheim sein konnte, von der Sehnsucht, ein eigenes Heim und eine liebe, schöne Frau zu besitzen, ganz offenkundig geschwärmt. Alles schien sich also auf das Beste und Glückliche anzulassen. Es blieb nur noch die kleine, verträumte Herta . . .

Ueber die Züge des alten Barons fuhr eine Regung, die von Bärtlichkeit sprach! Sie mußte sehr wohl, was sie wollte, wenn sie es auch selten genug äußerte. Aber . . . sie war ein Mädchen . . . und der alte Gemmingen beurteilte diese noch nach jener Zeit, in welcher er einst jung und elastisch gewesen war.

Im Grunde genommen also . . . ein Geschöpf, daß sich von fremden, klügerem Willen als dem eigenen seine Wege und Ziele einzeichnen ließ. Daß es auch bei seiner Enkelin nicht anders wurde, dafür meinte er gesorgt zu haben. Er hatte sie vor allen modernen Einflüssen bisher auf das Sorgsamste gehütet, ihr zwar eine ausgezeichnete Erziehung angedeihen lassen, indem er ihr nicht nur gute Lehrerinnen hielt, sondern ihr auch Ausländerinnen und für ihre große musikalische Begabung erste Kräfte dafür besorgte — aber von einem Kreis Altersgenossinnen wußte er sie stets sorgsam abzuschließen. — Das Leben der Großstadt war ihr zudem fremd geblieben. War sie in Berlin und Dresden gewesen, hatte sie sich stets seine Begleitung gefallen lassen müssen. — Ueber die Bilderausstellungen, Museen und königlichen Theater ging die Kenntnis, die sie von dem Leben jener geistigen Stätten bekam, nicht hinaus. —

So meinte er also, daß er sie gut und sorglich vorbereitet habe, ein gehorames Werkzeug für seine ehrgeizigen Pläne und heißesten Wünsche zu sein — wollte sich in diesen Augenblicken darüber freuen und vor den Ahnen gleichsam den Schwur ablegen, daß er auch weiter in diesem Sinne wirken wolle und vermöchte es doch nicht, denn ein eifriges Gefühl übertrug ihn und ließ ihn langsam erstarren. Er wollte es abschütteln, aber es war stärker als er. Es machte sein Herz ganz kalt. Seine jetzt waren und seine Hände steif und leblos. — Die Einsamkeit quälte ihn wie ein unerträglicher Schmerz. Er sah umher und sah nur Fragen und Gesichter, die sich zur Schau hinstellten und keine Seele und keine weiche Hand, die sich auf die seine Züge noch schwerer, als sie es ohnehin legen und sie streicheln möchte, damit sie kühlte, das Alleinsein sei ja nur eine Einbildung gewesen. . . .

War er denn wirklich so ganz vereinsamt? Verstand ihn Keiner in diesem Schlosse. — War da nicht eine Frau, von welcher alle behaupteten, daß sie an Güte und Edelkeit weit und breit ihresgleichen suche? Und war es nicht seine Frau — ihm angetraut vor nun bald 45 Jahren — ihm treu gewesen mit jedem Herzschlag und jedem Gedanken? Warum ging er nicht zu ihr mit seiner Qual? — Es rüttelte ihn. Der bloße Gedanke, daß er von einer dunklen Stunde, um die niemand wußte, die Schleier heben und die reine Frau, die ihn bisher doch auch für so unerschütterlich fest und rein gehalten hatte, in seine Unreinheit sehen lassen sollte, ward ihm zur Pein. Lieber dies weiter tragen. Wie kam er überhaupt zu solchen wahnsinnigen Erwägungen? War er krank? — Hatte auch ihn diese Zeit des Waisens auf die großen Geschehnisse, welche der eifrige Mund der Kanonen verriet, nervös, gleich so vielen Andern gemacht? — Er wußte es nicht, mochte sich auch nicht die Mühe nehmen, darüber jetzt zu grübeln, fühlte aber doch von neuem, daß er eines vertrauten Menschen Stimme in der nächsten Stunde unmöglich entbehren konnte und ging — getrieben von diesem sich steigenden Verlangen den breiten Gang

entlang, wo er das Schlafgemach seiner Gattin wußte. —

Vor der Thür traf er die alte Frau und Hegerin ihrer Schwestern, die hohle Alabunde, die Tochter des verstorbenen Hauptlehrers, die fünfzehnten Lebensjahr ihre Baronin gewidmet hatte. Sie griff, ihr neben dem Zimmer belegenem Stübchen aufzusuchen, kam den alten Mann eine willkommene, ausnahmsweise heute so hellen, friedlichen Schlämmer, die stören durfte, gehunden haben seine Frage lang hastig und ängstlich:

„Schläft die Frau Baronin?“

„Wilhelmine Alabunde?“

„Ach, was wußte der Herr endlos wachen Nächten der letzten Frau da drinnen? — Er hat sie sich hinbetet und die Augen und alles ist sein still und geordnet. Dann schläft sie am nächsten Morgen das Grau der Sonne sie wieder aufweckt.“

Hatte er eine Ahnung — eine Stunde jede Nacht ganz konnte, dann freute sie sich nächsten Morgen wie ein Kind, tat sie kein Auge zu und schlief für tagsüber im Rollstuhl ein. Aber auch nur ein Wort von zu verraten, wäre der treuen ein großes Unrecht erschienen. Sie nur:

„Frau Baronin schläft ganz noch nicht und wird sich so sehr wenn der Herr Baron noch ein ihr reden mag.“

Sie schien sich wirklich zu freuen. Ueber ihr feines blaßes Gesicht eine fast jugendliche Röte er trat und sie wie lauschend hob.

„Komm nur näher, Karlau,“ sie bittend, „ich bin ganz wach, dachte grade an dich.“ Da trat sie gab ihr leicht die Hand und nahm den Stuhl Platz, der für die immer bereit stand.

Er hatte sich keinen eigentlichen für die kommende Unterredung gemacht, sich nur immer von dem sagt, daß er sie keinesfalls zu der gewöhnlichen Stunde erregen würde. hatte dies nun doch alles vergessen, ein Schidiener, wie all die Zeit durch, ohne es zu wissen und ganz auch sogleich auf das Ziel los, das es gesteckt hatte. —

„Schreibst du eigentlich auch regelmäßig an Hertas Mutter?“

„Ja. Sie nickte. —

„Jeden Monat einmal, wie wir es damals nach dem Anwaltes ausgemacht hatten.“

„Und was schreibst du ihr?“

„Nicht viel! — Von ihrem Jetzt auch zuweilen von dem Kampf.“

„So — davon also auch?“

er traf er dich fragen darf? — Ich hätte gern in ihrer Gegenwart sein können, daß du mich über die noch besonders befragt hättest. — Hauptlehrers, — Lebensjahr ihren Augen richteten sich voll und met hatte. — Ihn.

dem Gimmugust, würdest du mich den aufzufund darin gehört haben? Ich kann eine nicht. Du hast mir ja damals Frau, die so gelehrt, daß ich dich nie- andersweise heu in dieser Briefe — sowohl Schlummer ich schreibe, als etwa unden haben wort behelligen solle."

g hastig. Krieg sind aber ganz an- eingetreten. Ein unvorsich- Frau Baran da viel schaden."

Plabunde forgt. Unvorsichtig bin ich ein. weiß trotz meiner Einsam- lichte der. Ich die Ehre unseres deut- lichten der. des schlißen muß und richte nen? — Einmal. Was ich ihr schrieb und die. Freude und der Stolz über still und über das deutsche Blut, über ist es so. Verachtung des andern, das schläft sie noch undeutsch, sondern nur das Gra-

aufweckt. ber dieses, was du sehr rich- tigung — ut nennst, haben sie heute in lacht ganz. mensaal gesprochen. Sprechen e sie sich. habe ihnen nicht die Mäuler ie ein. In meinem eignen zu und den Augen meiner Vorfahren Vollstahl gleichsam zur Rede stellen Wort vo, wie es kommen kann, daß er treuen den Namen einer Baronin erschiene. gen getragen hat, jetzt die

schläft ge. Rannes ist, der gegen uns — sich so. Nun ja — nenne es auch n noch ei. Sinn bleibt doch der näm- was er mit seinem Werk unser Tod. Der Tod unse- Brüder. Vielleicht hat er

erlich zu. als sein Weib, das ihn blasses e. konnte, deutsch zu fühlen — e. Räte. zu sein — unmittelbare lausche. Tode unseres Sohnes. Mache

. Karla. erst so recht klar, Mut. ganz wa. und war doch im Unkla- Da tra. ne Meinung.

nd und. — — — — — für die. as soll ich denn dabei tun,

a eigent. Hast angstvoll klang das. rredung. — Deutsch sein — — Nichts

r von. — Ja, bin ich das denn falls zu. Habe ich nicht mein Fleisch und es vergeben, ohne zu klagen?" — —

die. sein heißt aber, alles Un- n und. — ihm einen Fußtritt el los, meinetwegen der ewigen Be- liefiern."

ich auch. du dich darin nicht ein wenig Mütter. — Sollen das nicht ein?" — —

nal, De. Deutsch ist es. Hörst du. dem An. — Und darum merke

u ihr. heute an schreibst du der da mehr. Mag sie winseln, weil ihre Mutterrechte haben will, nach ihrem Kinde anfängt zu mag sie! — — Du sollst, wie

n dem. getan habe, deine Ohren ver- mit sie taub bleiben."

uch? Herz, Karlaugust? — — — — — thertz, das doch genau weiß,

wie in dem ihren, trotz allem Fehl, es pocht und sich sehnt."

In diesem Falle wird das Herz zu einem Luxusgegenstand, das du dir — als meine Gemahlin absolut nicht leisten darfst."

Ich dürste so vieles im Leben als deine Frau nicht, Karlaugust!" — —

Was, zum Beispiel, dürstest du nicht? Habe ich dir jemals einen Wunsch ver- sagt?"

Habe ich überhaupt jemals zu einem Wunsch den Mut gefunden? Erinnerst du dich daran? — Doch einmal — — es handelte sich um ein kleines verkrüppeltes Wesen, das Kind einer Mutter, die bei der Geburt starb, das wollte ich hegen und zu diesem Zwecke ins Schloß nehmen. — Das war mein einziger laut gesagter Wunsch. Aber, du hast mich damals ja gar nicht zu Ende kommen lassen. Du hast einfach gelacht. — Sonst wüßte ich wirklich nichts."

Er sah von ihr weg in die dunkle Nacht hinaus. — —

(Fortsetzung folgt.)



Tante Schwarz.

Stilge von Albert Petersen.



No — das ist lächerlich. Du, der Jahre lang nicht drin ge- wesen, der sich freut, seine vermeintlich überflüssigen Gelder für Schauspielhaus und Oper ausgeben zu können, du, der auf guten Straßenlad elf Monate und nur einen Urlaubsmund auf derbe Langschä- ter Wert legst, du, der für dieses Städt- chen nichts getan hat, als daß du dich als Sänger und Dichter deines Heimatnestes aufspielst, dich in eine Art Heimweh nach den hofbrigen Straßen und engen, dun- klen Gassen hineinredest, während du Jahr für Jahr glattes Asphalt unter den Fü- ßen hast und in der breiten Möncheberg- straße, an der freien Mitter und im grünen botanischen Garten lustwandest, du also möchtest es den Bürgern deiner Geburts- stadt übel nehmen, daß sie sich nicht länger auf den spitzen Steinen, zwischen denen das Gras und der „Stolze Heinrich“ wucherte, die Füße wund treten wollten, sondern ein glattes Pflaster legen ließen, daß sie feuchte alte Ruten abriffen und dafür gesunde Häuser bauten? Also — das ist lächerlich!"

Dieses Selbstgespräch hielt ich, wäh- rend ich langsam durch die Stadt ging, die den Vorzug hat, mich zu ihren Söhnen rechnen zu können. Aber ein wenig weh- mütig wurde einem doch ums Herz, als man all die neuen Bauten und breiten Straßen sah, die einem so fremd und kalt erschienen. Da fehlte so manche niedrige Haustür, vor der einst ein gebildeter, weiß- härtiger Meister in blendendweißer Schürze gestanden, bei dem wir „vor zwei Jen- nings Kuchenkrümels, aber recht viel“ ge- kauft hatten. Ein dreistöckiges Mietshaus rechte sich prohend, wo einst Schuster

Jakobsens gemütliches Siebelhäuschen gestanden, vor dem jeder Drehorgel- mann ein Stüd mehr spielte, weil der kunstverständige Meister mit Frau und Kindern, Gesellen und Lehrlingen sich bei der Stragentür aufstellte, um den herrli- chen Tönen zu lauschen. Böse Zungen lästerten dann, Schuster Jakobsen bringe mit seiner Faulenzerei noch seine Fam- lie in Not, aber er hat doch drei Söhne zu rechtschaffenen Männern erzogen und vier Töchter an rechtschaffene Männer ge- bracht. — Wo waren die trauten kleinen Fenster mit den gewölbten Scheiben ge- blieben? Wie großartige Geschäfte muß- ten um die Schneeballzeit die Glaser ma- chen, wo die Fensterscheiben so groß waren. Und wo sollten jetzt noch die Kinder Versteck spielen, da es gar keine ordentlichen Ecken und Winkel mehr gab?

Ich schritt durch eine schnurgerade, breite Straße, die über eine mit künstleri- schen Sandsteinsfiguren geschmückte Brücke zum wichtigen Bau des neuen Bahnhofs führte. Hier, gerade hier hatte sich einst ein schmaler Gang befunden, und an die- sem Gang hatte jener Garten gelegen, der mir heute noch so unvergeßlich ist, daß ich das Altgebilde jedes seiner Birnbäume zeichnen könnte. An diesen Garten schloß sich zu meiner Jugendzeit ein niedriges, winziges Schhäuschen an, an dem eine lange, hagere Frau wohnte, von der wir nie glauben konnten, daß sie schon siebzig Jahre alt war, denn ihr schmales, schmutzig gelbes Gesicht wurde von dick- tem kohlschwarzem Haar umrahmt. Und weil wir sie nicht für alt hielten, nahmen wir, grausam, wie Kinder nun einmal sind, keine Rücksicht auf ihre siebzig Jahre, sondern ärgerten sie, soviel wir nur konn- ten. Und „Tante Schwarz“, wie wir sie höhnisch nannten, forderte unsern Grimm häufig genug heraus. Wie manches liebe Mal, wenn wir gerade im schönsten Stourspiel waren und in den laubesten Gutturalstönen unsres Stammes „Ohiiii“ schreiend das Schlachtbeil schwangen, rechte sich ihr häßlicher Kopf über die Planke, und ihre scharfe Stimme kreischte: „Seid doch nicht so laut, so wild wie In- dianer. Ihr wollt gebildete Kinder sein!“ Wir waren über solche Störung geradezu rothautmäßig wütend; als Stour sollten wir uns nicht wie Indianer betragen dürfen? Und dann, wir machten wahr- haftig keinen Anspruch darauf, gebildete Kinder zu sein. Und einmal stieg unser Groll so sehr, daß der alten Frau mit dem jugendlichen Haar eine blanke braune Kastanie die weiße Spitzenhaube mit den gelben Bändern vom Kopfe riß.

„Ihr und gebildet!“ schrie Tante Schwarz hohnvoll, „bestellt euren Eltern von mir, daß sie euch zu gebildeten Kin- dern erziehen sollen.“

Warum Tante Schwarz es so sehr „mit der Bildung“ hatte, erfuhr ich erst, als ich etwa zwölf Jahre alt war und das Och- sen der lateinischen Grammatik unsre Spiele schon sehr arg beeinträchtigte.

Bis dahin wußte ich nur, daß Tante Schwarz Witwe war und, wie meine El- tern sagten, „rechnen mußte“. Ihr Mann war Seemann gewesen, hatte eine so große Vorliebe für nordnordwestlich steifen

Grog gehabt, daß er eines Nachts in den Hafen gefallen und da ein nasses Grab, wie es sich für einen Seemann gehört, gefunden. Er sollte übrigens in jungen Jahren einmal den dänischen König, der auf einer Besichtigungsreise durch Schleswig war, von einer nordfriesischen Insel und Hallig zur andern gefahren haben. Das aber machte uns Tante Schwarz nur noch unausstehlicher, denn unsre Großväter hatten bei Fredericia und Jøstedt für die meerumschlungene Heimat gekämpft.

Eines Tages nun, als ich schon die Quartanermühe trug, hieß es, daß Tante Schwarz krank wäre. Und wirklich sahen wir sie seit einigen Tagen nicht. Damals galt noch treue Nachbarschaft in unserm Städtchen, unsre Eltern schickten uns täglich mit Essen zu der Kranken. —

Uns — meinem Freunde „Fernand“ und mir war doch ein wenig unbehaglich zumute, als wir zum erstenmal in den Bau unsrer grimmigen Feindin traten. Durch eine schmale, niedrige Haustür, deren Farbspuren noch leise verrieten, daß sie einst grün und weiß gestrichen gewesen, trat man auf einen halbdüsteren, mit rotbraunen, bröckligen Ziegelsteinen belegten Flur. Eine steile Stiege — halb Treppe halb Leiter — führte auf den Boden. Man sah die von Staub und Spinnweben blinden Scheiben des Fensterchens, man hörte es da oben rascheln und knabbern und wußte nicht, ob es der Wind war, der durch das undichte Dach fuhr, oder ob Ratten und Mäuse einen Reigen aufführten. Wir pochten an eine Tür, deren Messingdrücker fast schwarz war. „Gerein“, antwortete eine klägliche Stimme.

Und wir standen im engen, niedrigen Raum, auf dessen schwarzem Wachstuchsofa Tante Schwarz, eingehüllt in eine schöbige Wolldecke, lag. Sie richtete sich halb auf, und dabei fielen zwei lange schwarze Flechten auf die weiße Nachtjade. Wie müde und glanzlos aber blühten ihre dunklen Augen, diese Augen, die uns so oft mit zornigem Feuer angesprüht hatten.

„Was wollt ihr, Kinder?“ fragte sie fast ängstlich, als traute sie uns auch jetzt nur Arges zu.

„Da is was drin,“ sagten wir und reichten ihr den schweren Korb hin.

Und während sie jetzt mit entzücktem und gerührtem „Ah“ und „wie lieb“ die dampfenden Schüsseln, das Kompott und die Kuchen auspackte, durften wir uns hinsetzen und begannen uns im Raume neugierig umzusehen.

Da hing an einer Stange eine prächtige Hansalodge mit zierlich geschnittenen Stagenbauten, an hohen Masten befanden sich breite Auslugkörbe, schwarze Geschützrohre ragten drohend hervor. Wer hätte annehmen können, daß Tante Schwarz ein solches Prachtstück besaß. Unser Eltern Wohnungseinrichtung kam uns plötzlich geradezu ärmlich vor. An den Wänden mit sehr schadhafte, verblühten Tapeten hingen alte Bilder, Seestücke mit reichlich blauem Wasser, die Photographie eines Seemanns, wohl ein Jugendbildnis des „Vertrunkenen“, wie die Leute

höhnten. Dann ein Kupferstich, alt und fleckig, der einen stattlichen Mann in Uniform darstellte — Grad, hohem, goldgesticktem Kragen, breiter Schärpe, allzu engen Hosen. Die behandschuhte Linke ruht auf dem Korb des Galanteriedegens. Darunter stand: „Vor Kong“.

Wir fragten nachher Fernands älteren

ein dänischer König sein. „Vor früherer.“

„Warum hängt sie denn den König auf,“ fragte Fernand.

„Wenn sie ihn nur aufgehängt rief der ältere, der Enkel eines verwundeten Veteranen.“

„Ja, is die denn dänisch?“



Somalineger der französischen Armee mit ihrer Fahne.

Bruder nach der Bedeutung der rätselhaften Unterschrift.

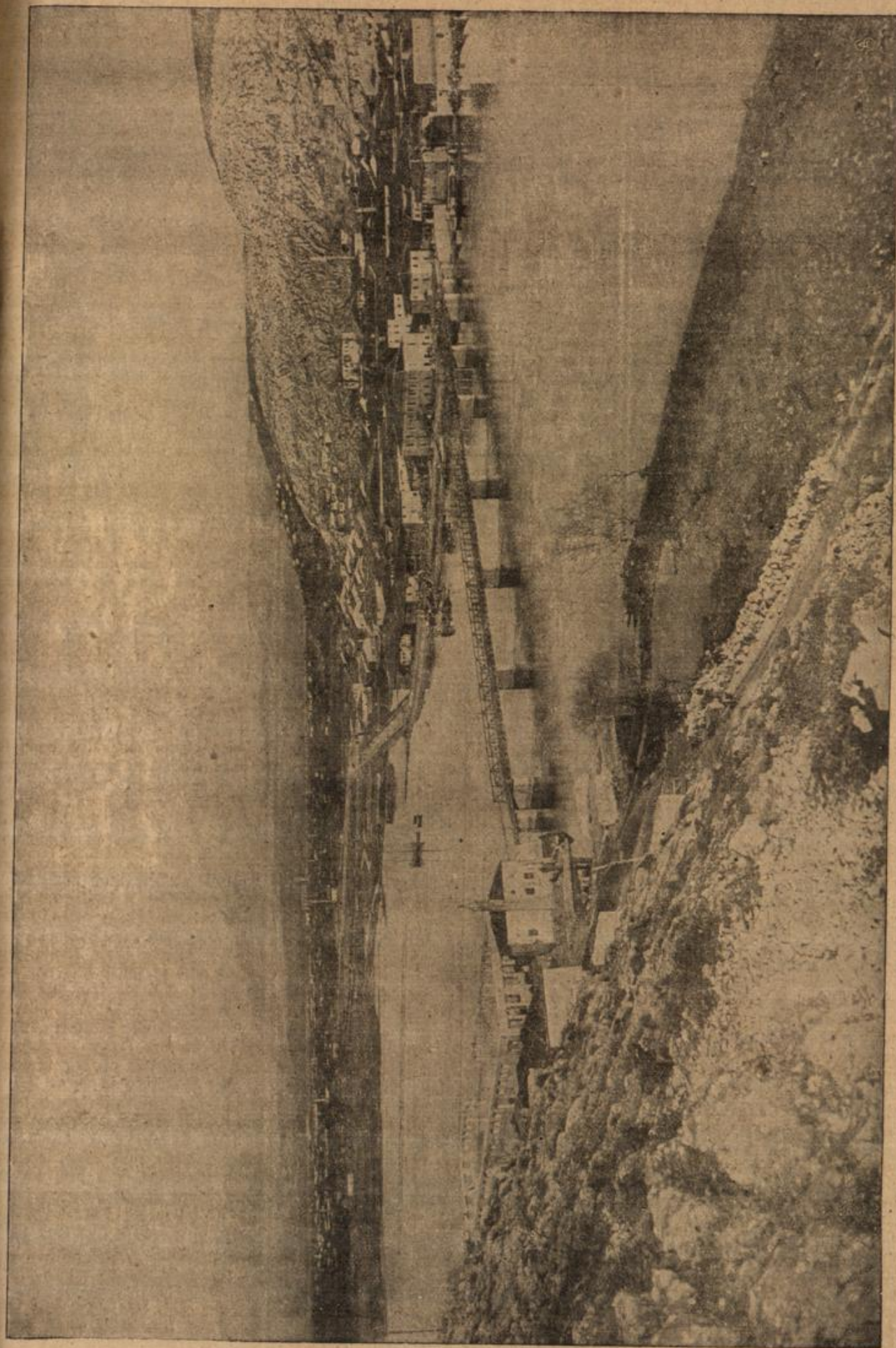
Wichtig erklärte er uns: „Das ist dänisch und heißt: Unser König.“

„Das war aber nicht der König von Preußen,“ meinte Fernand eifrig.

„Schafskopf,“ rief der Ältere in echt brüderlicher Liebenswürdigkeit, „wenn es 'ne dänische Unterschrift ist, wird's wohl

feindselig und grollte schon den, daß sie dieser Frau Essen geschenkt.

„Na, wißt ihr denn nicht, daß Schwarz früher mal den dänischen und seine Frau von unserm Städtchen Inseln und Halligen gefahren? Der König soll sehr zufrieden gewesen sein, hat ihn sogar mit nach Kopenhagen nehmen wollen. Aber



— Blick auf die albanische Stadt Skutari. —

nig fein. Aber
 t sie denn den
 te Fernand
 nur aufgeb
 e Entel eines
 eranen.
 enn dänisch

Beispielge
 hne.

e schon den
 Essen geist
 n nicht, de
 den dänisc
 unserm Ge
 ligen gefe
 sfrieden m
 sogar mit
 Men. Aber

me Schiffer Schwarz hat durchaus hier bleiben wollen. Pah, sonst wäre er vielleicht noch was Großes — Secorffizier und Admiral geworden."

"Und Tante Schwarz Frau Admiral?" meinte Fernand in achtungsvollem Ton.

"Ist möglich, wenn er sie dann noch genommen hätte."

Darüber machten wir uns keine Gedanken. Jedenfalls war Tante Schwarz in unsrer Achtung gestiegen. Und als sie sich von ihrer Krankheit erholt hatte, ärgerten wir sie nicht mehr. Ja, wenn ich sie sah, zog ich jezt immer tief die Mühe, worauf sie mit königlich würdigem Kopfschneigen zu danken pflegte.

Eines Tages hatte ich beim Ballspiel das Pech, meinen Ball durch eins ihrer kleinen Küchenfenster zu werfen. Klirrend zersprang die Scheibe. Im Gegensatz zu früher, wo wir uns eiligst vom Ort der Missethat entfernten, begab ich mich stolz und furchtlos wie ein Ritter zu ihr, beichtete und legte mein ganzes Taschengeld auf den Tisch. Gegen meine geheime Hoffnung nahm sie das Geld an. Dafür aber durfte ich mich auf einen der harten Glanzwachsstühle setzen. Und sie begann zu sprechen. Erst vom Wetter, von den Gartenfrüchten, den Nachbarn, schalt auf die Leute im Häuschen nebenan, sang ein Loblied auf Fernands und meine Eltern. Dann aber sagte sie plötzlich mit einem Blick auf meine Quartanermühe: "Ach ja, die Bildung. Ich habe als Kind auch fremdsprachlichen Unterricht gehabt — Und in meiner Jugend Savotte getanzt und Spinett gespielt. Ach ja, seidene Kleider und goldene Spangen hatte ich. Sieh mich nicht so unglaublich an, mein Junge, ich sage dir, ich war eine Schönheit früher. Aber ach —"

Einen Augenblick schweig sie, dann fuhr sie leise fort: "Ja, du kennst doch das große rote Haus hinter der Kirche?"

Ich nickte. Damals meinte ich noch, jeder plumpe Steinlasten müßte, wenn er nur neu war, auch schön sein.

Dort stand bis vor zehn Jahren noch ein altes Patrizierhaus mit hohem Giebel, Erkern und Sandsteinsfiguren. Die Fenster hatten alle nach außen gewölbte Scheiben, und oben in der Höhe, wo das Dach begann, befanden sich im Dreieck neun grün gestrichene Eisenlufen an dichten rostigen Eisenangeln. Die Räume nach der Straße zu und in den beiden oberen Stockwerken waren nicht groß, aber so gemütlich. Doch hinter der weiten Diele, auf der geschnitzte Truhen und mächtige Schränke standen, befand sich der große Saal mit den himmelblauen Seidenstühlen, deren Holz weiß und golden gestrichen war. Und an den Wänden hingen Oelgemälde, die Bilder meiner Großeltern in weißgepuderten Haaren, einige Jagd- und Schäferbilder. Für gewöhnlich waren die Fenster von gelbseidenen Vorhängen verdeckt, sonst aber konnte man in den großen baumreichen Garten hinaussehen. Da blühten im Frühling Weissen und Hyacinthen, im Sommer die Rosen, auf den Rasenflächen standen alte Walnussbäume.

"Das war mein Elternhaus, lieber

Junge. Und die Vornehmsten der Stadt kamen zu unsern L'hombre- und Rabougeabenden und den Gesellschaften. Auch die Offiziere der damals hier liegenden dänischen Dragoner. Und wenn Herr Svendsborg mit seiner Schwadron an unserm Hause vorbeiritt, dann ließ er jedesmal seinen prächtigen Fuchs tänzeln und senkte den Degen, sobald er mich am Fenster sah.

Ach ja, Orla Svendsborg — Ich war damals siebzehn Jahre alt. Er kam viel zu uns ins Haus. Und einmal, als ich an einem stillen sonnigen Nachmittag mit ihm im Garten auf und ab schritt, hätten wir uns wohl verlobt, wenn nicht mein Vater drüber gekommen wäre. Mein Vater hätte nie seine Einwilligung gegeben; damals war's nun einmal so: eine Kaufmannstochter mußte eben einen Kaufmann heiraten. Und wirklich verlobte ich mich im nächsten Jahre auch schon mit dem jungen Kornhändler Riewe. Er war ein hübscher Mensch, der junge Peter Riewe. Wenn er so in dem guttischen Lassebraunen Rod und den weißen Beinkleidern, dem hohen grauen Hut und dem blendendweißen Jabot daherschritt, — wie ein königlicher Amtmann, so stolz. Und so verliebt war er. Jeden Tag kam er mit Blumen oder einem Seidenbändchen — direkt aus Hamburg geschickt —, mit Ruderfächeln oder duftendem Wasser. Bis — bis er eines Tages plötzlich wegblich. Ach, und ich sah schon mit meiner Mutter emsig beim Programmschreiben meiner Wäsche für die Aussteuer. Er blieb weg, denn am Tage darauf schritt nach damaliger Sitte der Ausrufer mit seiner Glocke durch alle Gassen und brüllte meines Vaters Schande in alle Häuser.

Noch heute glaube ich manchmal in qualenden Träumen die Worte zu hören: "Du allen reputablen Einwohnern hiesiger Stadt kund und zu wissen, daß der Kaufmann Niklas Limm Barfsen ist bankrott gegangen, und haben nur zwei per Centum zu erwarten, so ihm Kredit gewähreten."

Es war eine böse Zeit für uns, lieber Junge, als jeder Gassenbube mit Fingern auf uns zeigen durfte.

Ich hatte wohl schon länger bemerkt, daß der junge Schiffer Schwarz, der mit seinem Segler bis nach England fahren sollte und auch schon für meinen Vater Ladungen übernommen hatte, mich mit heimlich bewundernden Blicken ansah. Aber er war ein einfacher Mensch und hatte es nicht gewagt, sich mir zu nähern. Jezt aber redete er mich an einem Abend — ich wartete immer die Dunkelheit ab, wenn ich einmal auf die Straße ging — redete er mich an einem Abend an. Ich weiß nicht mehr, was er damals eigentlich sagte, aber ich verstand ihn doch. Ich sagte nicht ja und nicht nein. Lieb hatte ich ihn nicht, aber was sollte ich tun? Es ging meiner Mutter und mir so schlecht; Vater war kurz vorher gestorben aus Gram und Scham.

Dann kam der König mit seiner Gemahlin und wenigen Begleitern in die Stadt. Unter diesen Begleitern aber befand sich Svendsborg. Er muß schnell

von dem Unglück, das über uns gebrochen war, erfahren haben, denn er schon seit einem Jahre nach Dänemark verkehrt war, denn ich begegnete ihm zweiten Tage der Anwesenheit des Königs, und er tat, als hätte er mich gekannt. In dem Augenblick, mein Vater machte ich den Entschluß, Schiffer Schwarz zu heiraten. Der hatte den ehrenvollen Auftrag, den König nach den Inseln Halligen zu fahren. Etliche Tage dauerte die Fahrt. Und ich dachte, ein Mann so lange in Gesellschaft des Königs nicht mehr ungebildet. Nachher ergab die Leute, der König wäre mit Schwarz sehr zufrieden gewesen, hätte ihm in Kopenhagen eine Stellung geben wollen, ihn reich beschenkt. Die Leute Schwarz wäre töricht, daß er des Königs Angebot nicht angenommen, es wäre schäblich, daß er nicht aus der Stadt seinem Häuschen, — diesem Häuschen hier — heraus wölte. Aber ich wußte er hatte aus Liebe zu mir abgelehnt, das sagte er mir selbst auch bald.

Ich verlobte mich mit ihm, wir rateten, und Mutter zog zu uns in das Haus."

Einen Augenblick schweig die Frau, dann fuhr sie schwer seufzend fort: "Vielleicht habe ich damals viel gehandelt, daß unsre Ehe nicht so wie sie hätte werden können. Ja, habe viel Schuld gehabt. Aber ich eben aus andern Kreisen. Ich sang garstig, wenn er sich zu Hause Brod brauen wollte. Wenn's noch wäre," sagte ich, worauf er dann antwortete: "Wir sind Schifferskinder. Weintrinken müssen wir schon den nehmen überlassen." Und dann konnte es nicht ausstehen, wenn er in der Küche zu pfeisen begann. Ach ja, er fühlte wohl nicht gemüthlich zu Hause, und mählich sah er viel in den Wirtshäusern herum. Dann gab es natürlich Zwischensachen."

Ich erinnere mich noch, daß ich mal sehr aufgeregt schalt, als er heimlich und Mutter mir auf Französisch, mich doch zu mähigen. Aber glaubte, Mutter hätte etwas gegen gesagt, und er schrie uns an, wir Bettelsohn, das bei ihm das Gnaden verkehrte.

Meine arme Mutter! Wie sah sie da mit großen entsehten Augen. Das habe ich ihm nie wieder vergessen, es gab Stunden, in denen ich ihn sehend haßte und mich freute, wenn er mit seinem Segler unterwegs war.

Ach, es war ein trauriges Leben. Lange Mutter noch lebte, hatte ich einen Menschen, mit dem ich von alten guten Tagen sprechen konnte. Als sie dann auf den Kirchhof getrieben war, sah ich allein hier und grübelte mein einsames Leben nach.

Schwarz und ich kamen uns nie nahe. Wir lebten nebeneinander her. Er viel auf See, und wenn sein Segler im Hafen lag, haßte er in den Kneipen, weil es ihm zu Hause nicht gefiel.

Wie er dann gestorben ist, weiß ich wohl, nicht wahr?"

Ich schüttelte den Kopf. Ich wußte

„Aber vielleicht hatte ich das Gefühl, Gedanken würde ihr guttun, daß wir es nicht wußten.“

Und wirklich antwortete die alte Frau: „Dann erzähle den andern nicht, was ich sage. Eines Abends kam er bei mir nach Hause und verlangte in heftigem Ton, ich sollte ihm Essen geben. Ich stellte ihm schweigend Brot und Butter auf den Tisch. Er aber schlug mich mit der Faust auf den Tisch und rief: Barmes will ich haben, Gebratenes! Ich wandte mich jedoch, ohne ein Wort zu antworten, ab. Da stand er auf,“

„da habe ich's auf dem Segler gesehen, soll der Junge schmoren.“ Ich ließ die Wütze auf dem Hinterkopf und grüßte das Haus. Ich stand hinter der Gardine und sah sofort Gassenjungen hinter ihm herlaufen und jubelnd rufen:

„Eine Pirl, eine Pirl.“ Ich wollte auf den Segler, der an der Mauer unseres Hauses lag. Aber er war hinausgekommen. Genau weiß ich nicht, wie sich dann alles ereignet hat. Am nächsten Morgen haben sie ihn im Hofe gefunden. In weiße Leinen gewickelt lag die Leiche hier ins Haus.

Das Kind, der Segler wurde dann verkauft. Ich habe mir mit ihm und seinen noch Geld verdient, meine Augen es nicht mehr ertragen. Ich ja —, aber so — nun gehe ich ins Fenster wieder ein, hörst du, daß du ein gebildeter Junge bist.“

„Ich schreite ich durch die Straßen der Stadt zu, der noch weniger von der Zeit berührt ist. Da liegt mitten zwischen zwei Parallellstraßen der alte Markt, auf dem nur noch die beerdigten Leichen, deren Angehörige ein Grab dort besitzen.“

„Lieg auch Tante Schwarz neben mir im Hofen verunglückt.“ „Lasse sanft, liebe Tante Schwarz,“ mir streitet das Gefühl der Behaglichkeit heiteren Erinnerungen an goldene Tage voll übermühten Jungenlärms und -lächelns.

Heldentod.

Von Dr. Siegfried.

„Unverhofft — das ist sicher eines der interessantesten Worte unserer Sprache. Glück und Unglück — unverhofft! Aber man kann das Unheil bereiten, man vorher an seine Möglichkeit denken kommt gern unverhofft —“

„Das Glück? Das erhofft man immer. Bleibt das deshalb aus?“ „Man beantwortete diese Frage. Herrn sagen, sinnend und rauchend den Tisch herum. Endlich Doktor:

„Ist, als ob das Schicksal sich nicht die Karten sehen läßt. Es ar-

beitet nicht ganz so gesetzmäßig wie die Logik. Wie wir mit Hilfe unserer Logik. Man kann ein Unheil auch herbeiziehen, wenn man seine Möglichkeit erwägt. Das Schicksal bestraft nur zu oft unsere Vorwitzigkeit. Es spielt mit uns, mit unseren Schwächen. Die wir haben oder — haben könnten. Es läßt uns oft eine Schuld auf, für die wir nicht verantwortlich gemacht werden können. Weil sie uns von des Schicksals Uebermacht aufgezogen worden ist. Wir sind also nur schwache Stümper in solchen Fragen.“

Die beiden andern schwiegen. Der Doktor fuhr fort:

„Ich habe nie geglaubt, habgierig zu sein. Im Gegenteil: ich hielt mich immer für einen Idealisten. Mit geregeltem gutem Auskommen, versteht sich. Aber man weiß ja selbst nicht, was man ist und wie man ist.“

Da kam der Krieg. Sie wissen, mein Bruder zog mit hinaus ins Feld. Gleich am ersten Tag.

Ich war sehr besorgt um ihn. Denn ich liebte ihn sehr und hoffte stark, ihn wiederzusehen! Ich erwartete ebenso sehnsüchtig die Feldpost wie es Gattinnen tun oder Eltern. Die Ungewißheit über sein Schicksal nahm mir die Kraft zu arbeiten. Denn ich liebte ihn sehr.

Und doch war ich schuld daran, daß er gefallen ist! Ich und meine Habgier! Das weiß ich jetzt. Und doch möchte ich auch heute noch nicht daran glauben, daß ich habgierig bin — wenn ich nicht müßte!

„Ach Gott, so manche Feldpostkarte kommt erst an, wenn ihr Schreiber schon längst unter der Erde liegt! Alles wohl! In guter Stimmung!“

Am ersten September kam eine Karte von meinem Bruder. Sie war sehr lustig und zuversichtlich geschrieben. „Wenn es so weiter geht, werden wir hundert Jahre alt. Vom Feind keine Spur.“

Ich war glücklich. Einer alten Gewohnheit gemäß ging ich deshalb „gut essen, trinken, rauchen“. Um halb zwölf Uhr am Abend schlenderte ich langsam heim.

Und jetzt kommt das Seltsame. An einer Wegkreuzung, kurz vor meinem Haus, kam mir ein schrecklicher Gedanke. Phui! Ich erschrak heftig und hatte große Lust, mich selbst zu prügeln. — Ich ward den Gedanken erst los, als ich weiter ging. Vor Schrecken war ich nämlich stehen geblieben.

Es war nur die Gählichkeit des Gedankens, die mich so sehr erschrecken ließ. Noch konnte ich an diesem Abend nicht die Macht der Gedanken. Konnte nicht ahnen, daß sie das Schicksal Anderer beeinflussen können — Nur die Gählichkeit —

Denn an jener Wegkreuzung, plötzlich — mein Bruder war ledig wie ich — an jener Wegkreuzung hatte ich mir überlegt, mußte ich mir überlegen — Ja, ich mußte, ohne zu wollen — Aber auch er war reich. Um wieviel reicher würde ich werden, wenn —

Nie bin ich mir so widerwärtig vorgekommen. Ich war eifersüchtig. Ich hätte mein halbes Vermögen darum gegeben, wenn

ich den Gedanken hätte ungedacht machen können! Schnell zwang ich mich zu einem anderen Gedanken. —

Und tags darauf, zur Mittagszeit, kam ich wieder dort vorbei. Seitdem gehe ich einen andern Weg. Wieder drängte sich mir jener schreckliche Gedanke auf. Wieder eskelte mir vor mir selbst. Wieder hatte ich auf den Tod meines Bruders spekuliert — — mußte ich — — Und war doch nie habgierig gewesen. Und hatte ein geregeltes, gutes Auskommen. Und liebte meinen Bruder sehr —

Aber wie hätte ich auch ahnen können, daß man in das Geschick Anderer eingreifen kann! Durch bloßes Denken. Wie die Zauberer des Mittelalters versuchten. Und doch war dem so.

Am zwanzigsten etwa erhielt ich einen Brief von einem Kameraden meines Bruders:

„Am ersten wurde, bei einem Nachtgefecht, Ihr Herr Bruder schwer verwundet und starb am zwölften September mittags — — Er starb den Heldentod fürs Vaterland.“

Der Doktor schwieg. „Am ersten und zwölften! Klar liegt meine Schuld vor mir — — Meine Schuld? Ich weiß es nicht. Aber ich habe meinen Bruder in den Tod getrieben — — Ich mußte. Und habe ihn so sehr geliebt — — Und war nie habgierig gewesen — — Ich mußte das damals denken. Ich konnte nicht anders. Und das ist meine Schuld — —“

Alle schwiegen. Endlich sagte der eine Herr:

„Das Schicksal stellt einem manchmal ein Bein — —“



Ungerechte Perlen.



Rondnacht.

Der Mond hat weiße Gassen durch den Wald gebaut;

Froh wandeln wir mit leisen Kinderfüßen. Der Tannen Nadelhaare schimmern perlentüberlaut; Es ticken Sterne in den Traum, den süßen. Das Häuslein auf der Halbe schlummert duftumblaut.

Nur hoch vom Berg ein spätes Lichtergräßen Und nachtwertret, ganz schau, wohl aus der Welt ein Laut. —

Froh wandeln wir mit leisen Kinderfüßen. Reinhold Braun.

Gut ab!

Das Eiserne Kreuz! Den Hut ab, ihr Jungen! Es wurde erkämpft auf blutigem Feld. Der Mann hat gewagt, der Mann hat gewonnen: Schaut ihn euch an; denn der Mann ist ein Held!

Das Eiserne Kreuz! Den Hut ab, ihr Jungen! Der's trägt, — ein Heldentück hat er vollbracht. Schaut ihn euch an, und im Herzen erglähst! Daß, wenn es sein muß, ihr's auch einst so macht!

Reinhold Braun.

Ernst und Scherz

Die Speisefarte in Nord und Süd.
Eine einheitliche deutsche Speisefarte ist noch nicht zustande gekommen. In Berlin sagt man Bouillon, in Wiesbaden Fleischbrühe und in Bayern und Oesterreich Rindsupp'n. In Berlin heißt daselbe Roastbeef, was in Wiesbaden Ochsenbraten und in München a Rinderbratl ist. Das norddeutsche Rauchsleich bezeichnet der Münchener und Wiener als a Gselchts. Was in Berlin Sahne heißt, wird in Mitteldeutschland Schmand, in Oberfranken Rahm und in Bayern und Oesterreich Obers genannt. In einem norddeutschen Poffenstüd erregt es jedesmal großen Jubel im Publikum, wenn da ein im Salzammergut reisender Berliner Rentier im Hotel die österreichischen Bezeichnungen: Jungfernbraten, Ribisel und so weiter auf der Speisefarte nicht versteht und sich schließlich ein Beuschl bestellt, welches Gericht sich dann als das ihm besonders verhasste Lungenhaschee entpuppt. Was sind Ribisel? Was sind Getschepetschen? Was ist Aren? Die österreichischen Ribisel sind draußen im Reich Johannisbeeren, Getschepetschen sind Gagebutten, und Aren ist Meerrettich. Interessant ist auch, daß das, was man in Berlin Kasseler Rippespeer nennt, in Kassel vollkommen unbekannt ist. Die norddeutschen Pellkartoffeln nennt man in Franken ge-

quellte Grundbeeren und in Bayern g'sottni Erdäpf'l mit d'r Schoaln. — Alle Bemühungen, eine einheitliche deutsche Speisefarte herzustellen sind bisher vergeblich gewesen und sie werden es wohl

Sprichwort-Rätsel.

Welches bekannte Sprichwort wird durch das untenstehende Bildchen illustriert?



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

auch bleiben, weil sich gerade auf der Speisefarte die Stammeseigenart recht sinnfällig zeigt.

O diese Fremdwörter! — Einer der grimmigsten Fremdwörterfeinde war der

Gymnasialdirektor M. in Leipzig, das hatte folgenden Grund. In der Schule wurden die Augen der Kinder durch einen Arzt untersucht. Da der Direktor einem seiner besten Schüler einen Brief an seinen Vater schrieb: „Geehrter Herr! Die heute an mich gekommene Untersuchung hat ergeben, daß Ihr Sohn stark zur Rhopie neigt. Sie müssen in der Sache tun.“ Am nächsten Tag brachte Fritz dem Direktor folgenden Wortbrief des Vaters: „Geehrter Direktor! Besten Dank für Ihre Mitteilung.“ Seitdem hat der Direktor nie wieder „Rhopie“, „Kurzsichtigkeit“ und verfolgte die Wörter mit grimmigstem Haß. Als er die Spitznamen „Rhop“, den ihm die Schüler verliehen, wurde er nie los.

Ein Niesenstrom. Der St. Lorenzsee in Canada bedeckt einer Schätzung nach 233 000 Quadratkilometer, und die Mittel die erstaunliche Tiefe von 1 000 aufweist, wälzt er in seinem Bett eine ungeheure Wassermasse von über 420 Billionen Kilogramm hin (beiläufig ein Gewicht von 840 Milliarden Zentner Wasser!).

Rätsel-Ged.

Buchstabenrätsel.

Rein Sterblicher läßt seinen Beruf,
Der nicht das Wort zum Wohlfühl
Als unser Herrgott das Wort erschuf
Sagt' er ein Zeichen davor.

Zweifüßiges Rätsel.

Ob du in Freuden lebst,
Ob Sorge und Beschwerde
Das Dasein dir vergällt,
Du bist's auf dieser Erde.

Stell' die zwei Teile um,
So geben sie dir Kunde
Von einem Badeort,
Der einst in aller Munde.

Wortspielrätsel.

Ich förd're deine Reife,
Und diene dir als Speise.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:
des dreifüßigen Rätsels: Examen; des zweifüßigen Rätsels: Balfast; der Stat- und Wort-
A hatte: g K, r D, r 10, r O, r 7, s 9, s 8, s 7.
C hatte: e 10, e O, e 9, e 8, g D, g 7, r K, s 10.
1. Stich: r D, r 8, r K — 15.
2. Stich: r 10, r 9, s 10 — 35.
3. Stich: s K, s D, e 10 — 60.
Den Rest erhält der Spieler, aber sein Spiel hat er schon verloren.



Verkehrt.

„Warum schaut denn der Engländer so grimmig aus?“
„Er sieht ein, daß es —“
„...unglücklich ist —“ — was ihm sich vom trübsinnigen